

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 16.

Mittwoch, 20. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(27. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Stowronnek.

Nante bekam heute keinen Reisbrei. . . . Er konnte in allen Gerichten nach Herzenslust schwelgen. . . . Als die Tafel aufgehoben wurde, zogen die beiden Damen sich zurück und fuhren bald darauf ab. . . . Die Grünröcke scharten sich enger um den Tisch. Die Jagdgeschichten begannen. . . .

„Wissen Sie auch, daß Schnabel durch sein schönes Maßen einmal beinahe den Forst-Versorgungsschein verloren hat?“ fragte der Forstmeister. . . .

„Erzählen . . . erzählen. . . .“ rief's von allen Seiten.

Nante fragte sich verlegen hinter dem Ohr. „Na ja . . . das kam so. Ich mußte immer mit dem Kalweit, dem jüngsten Bruder unseres Kollegen hier, beim Bataillon Patrouille gehen. Beim letzten Manöver, was wir mitmachten, heißt es auf einmal: der Kaiser wird kommen.“

„Nu ging alles wie auf Drähten. Am letzten Tage machte die rote Armee gegen uns einen weiten Umgehungsmanöver. Natürlich mußten wir Jäger an die Tete . . . und wir beide im Trab über die Spitze hinaus ins Vorfeld. Weißt was, sagt der Kalweit zu mir, was sollen wir wie die Hunde laufen. Dort auf dem Berg steht 'ne Windmühle, da können wir raus, stecken den Kopf aus der Luke und besehen uns die ganze Gegend.“

Wie wir an die Mühle kommen, springt der Müller uns entgegen. Nein, Kinder, sagt er, ist das eine Freude, wieder mal einen grünen Rod zu sehen, ich habe ja auch bei dem Bataillon gestanden. Nun kommt rein zu mir. . . . Geht nicht, sag' ich. . . . wir sind im Dienst. Ach, sei doch kein Frosch. Mein Gesell wird schon aufpassen. . . . Na, wir gehen denn auch zu ihm rein, er fährt auf, was er im Hause hat. . . . wir essen und trinken, daß es bloß so kracht. . . .“

„Kann ich mir lebhaft denken“, rief Kalweit, „mein Bruder schlägt auch 'ne gute Klinge.“

Ohne ihn zu beachten, fuhr Schnabel fort: „Mit einem Mal kriegt der Müller mein Horn am Hirschfänger zu sehen. Was, schreit er, Ihr müßt jetzt auch blasen? Selbstverständlich, sage ich. . . . alle Signale, wie der gelernte Hornist. Na, denn mal los, sagt er. Ich muß wohl schon einen ordentlichen Baden weggehört haben, denn ich stelle mich ans Fenster, damit es in der Stube nicht so dröhnen soll und blas, was mir gleich in den Sinn kam: „das Ganze halt!“

Mit einem Male wird draußen das Signal wiederholt von der Avantgarde der roten Armee, die uns schon beinahe umzingelt hatte. . . . Das Signal geht weiter. . . . Ich werde mit einem Male nüchtern Mensch, Kalweit, sag' ich. . . . nun aber marsch marsch zurück. . . . Der Müller sagt, Kinder, ich verlass' euch nicht. . . . Wie wir zum Bataillon kommen, ist schon der Kommandierende da mit einem hochroten, dicken Kopf, denn wer sollte außer ihm „das Ganze halt“ blasen lassen? Das konnte doch nur der Kaiser gewesen sein.“

Wer hat hier „Halt“ geblasen? schreit er uns an. Ich trete vor, der Kalweit auch. Da springt auch der Müller vor und ruft: Nein, Herr Excellenz, ich habe geblasen, ich bin alter Jäger, ich habe bloß mal das Horn probieren wollen. . . . Der Banbau dreht sich um zu unserem Major: Lassen Sie die Kerle abführen, das weitere wird sich finden. Es fand sich auch. Vierzehn Tage streng und ade Forstversorgungsschein. . . .

Ich war schon halb verhungert, als der Major eines Tages in meine Zelle tritt. „Schnabel“, sagte er, „danken Sie Ihrem Schöpfer, daß der Inspekteur der Jäger und Schützen von der Geschichte gehört und sehr darüber gelacht hat. Sie behalten den Forstversorgungsschein.“

„Ein Kommissbrot wäre mir jetzt lieber“, plägte ich raus. . . .

„Das sollen Sie auch haben“, lachte der Major, „ich habe vergessen, an Ihr Eßbedürfnis zu denken.“ Aber die vierzehn Tage mußten wir abreißen.“

Weißkalene hatte es sich nicht nehmen lassen, eine echt litauische Bauernhochzeit mit vollem Glanz auszurüsten. Schon am Tage des Polterabends erschienen von nah und fern die eingeladenen Familien mit Kind und Kegel. . . . Am Hochzeitstage noch viel mehr. . . . Der Polterabend wurde nach alter Weise mit Auführungen aller Art gefeiert. Erna erschien als Flugzeug mit zwei mächtigen Flügeln an den Armen und bot sich dem Brautpaar als neumodische Hochzeitstutsche an, auf der man direkt in den Himmel fliegen kann.

Ein Dutzend Paare in litauischer Tracht führte einen Reigen auf. . . . Meine Mädchen und Knaben sagten Gedichte auf. . . . Währenddessen donnerte es unaufhörlich gegen die Haustür. Weiß Gott, wo all die alten Löpfe und Schüsseln herkamen, die bei dieser Gelegenheit ihr Ende fanden. . . . Im Garten war ein Tanzplatz gebielt und überdacht. Da drehte sich das junge Volk im Kreise.

Am anderen Vormittag fuhr das Brautpaar nach Staritschen, um sich von dem stellvertretenden Standesbeamten trauen zu lassen. . . . Die Kirchentrauung fand erst am Nachmittag in Lasdehnen statt. Auf dem Hofe ordnete sich der Zug. An der Spitze dreißig berittene junge Burschen auf Pferden, deren Mähnen und Schweife mit grün-weiß-roten Bändern durchflochten waren. Auch die Reiter trugen Schärpen in denselben Farben und Strünke am Hut. . . . Sie schossen unaufhörlich aus Pistolen und Gewehren. . . . Dahinter in geschlossener Glas-Kutsche, sechs stolze Trakehner davor, das Brautpaar. . . .

Von weit und breit war alles zur Kirche nach Lasdehnen gekommen. . . . Ein so schönes Brautpaar hatte man lange nicht gesehen, das war die allgemeine Meinung. Der Forstmeister in seinem dunkelgrünen goldgestickten Waffentrock, den altertümlichen Hut mit Waldhorn und Gamsbart auf dem Kopf, die Braut in schwer-

seidenem Kleid, dessen Schleppe von sechs weißgekleideten Mädchen getragen wurde. . . . Sie trug nach litauischer Sitte den Kantenkranz über den Schleier. . .

Gleich nach dem Hochzeitsmahl fuhr das junge Paar zur Bahn. . . . Jetzt begann erst das Fest, das sieben Tage und Nächte ohne Unterbrechung dauerte. . . . Wer das Bedürfnis nach Ruhe verspürte, verkrümelte sich für ein paar Stunden, um neu gestärkt wiederzukehren. Aber bei der großen Zahl der Gäste war es nicht zu merken, daß ein Teil fehlte. . . . Für die jungen Männer war in Starrischen der Stall mit Streu und Dedden belegt. Für die jungen Mädchen war die gleiche Unterkunft in Dietrichswalde hergerichtet. . . . Die älteren verheirateten Frauen fanden ein Bett. . . . Die gebrauchten Bezüge wurden sofort durch neue ersetzt.

Weißkalene hatte sich die größte Musikkapelle, die es in der Provinz gab, aus Goldap kommen lassen. Aber obwohl von den zweiundvierzig Mann nur immer sechs gleichzeitig spielten, waren sie am Schluß des Festes am Rande ihrer Kräfte.

In einer Gartenlaube hatte sich am Hochzeitstage nachmittags vier Mann zum Boston niedergelassen. Und die Partie erlosch nicht bis zum Schluß. . . . Für jeden, der zu ruhen wünschte, fand sich ein Erismann.

Am letzten Tage wurde Madelines Brautship in feierlichem Zug nach ihrem neuen Heim gebracht. . . . Ein hochgetürmter Leiterwagen. . . . Hoch oben darauf eine kunstvolle und reichgeschmückte Wiege. . . . ein uraltes Erbstück, in dem schon Georginnes Großeltern ihre ersten Lebensstage verbracht hatten. . . .

Der Assessor schwamm die ganzen Tage vergnügt wie ein Hecht in dem Strom mit. Er hatte auf Ernas Veranlassung Adusche Steputat als Brautjungfer und Tischdame erhalten und widmete sich ihr mit verdächtigem Eifer. Am zweiten Tage kam Walter Daumlehner und Guido von Reichenbach an. . . . Sie wurden mit in den Trubel gerissen. Und sie ließen sich gern mitreißen, denn die beiden Mädels, Erna und Lisbeth, sahen in der litauischen Tracht, die sie auf Georginnes Wunsch angelegt hatten, zum Anbeißen aus. Walter versicherte seiner Braut einmal über das andere, daß er sich jetzt zum zweiten Male in sie verliebt hätte und noch viel heftiger als beim ersten Male. . . .

Und etwas Ähnliches mochte wohl Reichenbach empfinden, der nicht von Lisbeths Seite wich. Ihre stolze, statliche Figur kam in dem Kostüm zur vollen Geltung. Ihr schwarzes, reiches Haar trug sie entweder in Böpfen geflochten, die ihr wie ein Diadem auf dem Kopf lagen, oder sie ließ die Böpfe frei hängen.

Und am dritten Tage trat das von den Bekannten längst erwartete Ereignis ein. Lisbeth von Grumkow und Guido von Reichenbach tauchten Arm in Arm aus dem abgelegenen Teil des Gartens auf und stellten sich als Verlobte vor. . . . Da Lisbeths Eltern sich gerade in einer Schlafpause zu Hause befanden, konnte Georginne nichts weiter tun, als die Tatsache der Verlobung nach einem Tusch der Musik bekanntzugeben. . . . Sie wurde übrigens einige Stunden später von Lisbeths Eltern rückhaltslos anerkannt. . . .

Von dem jungen Ehepaar liefen täglich eine Depesche und ein paar Postkarten ein. . . . Dann bliesen die Musikanten einen Tusch und Georginne gab den Inhalt der Gesellschaft bekannt. . . . Gleichzeitig wurde damit die Ankündigung verbunden, daß ein frischer Braten. . . . natürlich stets in sechsfacher Auflage. . . . und heiße Kartoffeln aufgetragen seien. Wer Hunger hatte, stand auf und ging zu dem Trampeltisch. . . . Nur zwei Briefe behielt sie für sich, zwei lange Briefe „von ihren Kindern“.

Wie eine Königin ging Weißkalene einher. Sie war überall und nirgends. Sie sorgte dafür, daß die dreißig fremden Kutsher und die fünfzig Dienstmädchen nicht nur ihr Essen bekamen, sondern sich auch be-

tätigten. Sechs, sieben Fuhrwerke standen immer angebannt vor der Kanne, um die milden Gäste zu ihren Schlafstellen zu befördern. . . . In die Hunderte ging die Zahl der zwei- und vierbeinigen Kreaturen, die dieser Hochzeit zum Opfer fielen. Täglich kam eine Sendung frischer Fische aus Königsberg als Gilgut an, täglich wurden Berge von Kuchen gebacken. . . . Nie fehlte auch nur das Geringste. . . . Im Gegenteil, es war alles im Überfluß vorhanden.

Mit wunden Lippen und schmerzenden Fingerspitzen fuhren die Musikanten am letzten Tage heim. . . . Ihr Meister war noch von der Soldatenzeit her ein intimer Freund des Hegemeisters. . . . „Wißt ihr was, Kinder, wir wollen noch meinem alten Adam ein Ständchen bringen.“ Er suchte sich sechs Mann aus. Der Wagen hielt vor dem Hofstor. Weise schlichen sie sich in den dümmrigen Flur und legten los. . . . Schon nach den ersten Taktten wurde die Tür aufgerissen. „Ihr verdammten Blechpuster, werdet ihr wohl aufhören! Das ist ja nicht zum Aushalten! . . . Hier habt ihr einen Achtehalber, kauft euch einen Schnaps dafür und schmiert eure Gurgeln ein.“

„Ja, Adam, jeder gibt so gut er kann“, rief der Kapellmeister.

„Ach, du bist's Dicker. . . . Na, dann kommt rein, Kinder, ich nehme es für genossen an. . . . Wollt ihr was trinken? Nein. . . . na, ich nehme es euch nicht übel. Ich kann auch bloß kaum noch jappen. . . . Herrschaften, das war doch mal noch 'ne Hochzeit nach dem alten Stil.“

Er nahm seinen alten Freund beiseite. . . . „Sag' mal, Dicker, hast du nicht etwas gehört? Ich habe eine so unklare Erinnerung, als wenn ich gestern etwas angestellt hätte. . . .“

„Nein, ich habe nichts gehört. . . . Was sollte es denn sein?“

Der Hegemeister strich sich mit der Hand sanft über den schmerzenden Schädel.

„Mir ist so, als wenn ich gestern Nacht ein weibliches Wesen im Arm gehabt und gehörig abgeknutscht hätte.“

„Alle Achtung, Adam. . . . bei deinen siebzig Jahren. Hat sie denn den Rotruf erhoben?“

„Ach, wo denkst du hin. . . . ? Ich habe so eine unbestimmte Ahnung, als wenn das die Georginne gewesen wäre. . . . Es ist nicht unmöglich, daß ich ihr einen Heiratsantrag gemacht habe. Aber Genaueres weiß ich nicht.“

„Na, dann wart' mal ruhig ab. . . . Wenn sie die Sache ernsthaft nimmt, wird sie sich schon melden.“

(Korrekturen folgt)



Kein Mensch wird so alt, daß er nicht noch durch das Hera leiden könnte. Amalie Ring-Godin.

Ein Nachtkampf an der Bzura.

„Nachtkämpfe sind eins der wunderbarsten Schauspiele des modernen Krieges. Das Aufblitzen in den Batterien, die schwankenden Wellenlinien des hin- und herzudenden Gewehrs- und Maschinengewehrfeuers, die sich von den dunklen Schattenmassen scharf abheben, bieten ein Gemälde der großartigsten Gegensätze. Aber dieses unruhige Gesclacker hinweg ergießen sich dann die silbrigen Strahlen der Scheinwerfer, die grell in die Finsternis hineinstechen, und blendend steigen Raketen auf, die im Berspringen den Himmel wie mit Quecksilber sprengeln und das Panorama vervollständigen, das in Weiß und Gold auf dem tief schwarzen Hintergrund der Nacht gemalt ist.“

Die Erfolge in der Riesenschlacht, die jetzt auf Polens Ebenen tobt, sind durch unsere tapferen Truppen hauptsächlich in kühnen Nachtangriffen errungen worden. Der Kriegsbereicherstatter Granville Fortescu, der sich an der Front der russischen Seece befindet, hatte die seltene Gelegenheit, einem

solchen nächtlichen Kampf als Zuschauer beizuhören zu dürfen. Von Warschau aus fuhr er an die Front; auf dem Wege dahin fielen ihm Wagen mit rostigen Flinten auf, die auf dem Schlachtfelde gesammelt waren und nun zurückgebracht wurden, um wieder brauchbar gemacht zu werden. Kosaken ritten an ihm vorüber in langen, mit Schafspelz besetzten Mänteln, die leuchtend gelb gefärbt waren und gespenstisch aus dem Dunkel herausglänzten. In Blonie kam er an einen russischen Hauptverbandplatz, wo die Verwundeten die erste Hilfe erhalten, um dann nach Warschau befördert zu werden. Von Blonie ging es weiter in der Richtung nach Sochaczew. Rings ist in weitem Umkreis das Land von Lagerfeuern erhellt, die ihre schwelenden Flammen in einer Wolke von Rauch zum Himmel strecken. Diese kleinen roten Flecke werfen überall einen glühenden Schein über den Schnee, und auf diese wunderliche Farbensinfonie gieht durch einen Vorhang von Wolken der Mond sein schwaches Geisterlicht, so daß die Gestalten wie in einer traumhaften Beleuchtung zu verschwimmen scheinen. In dieser nebligen Dämmerung marschieren drei Bataillone Füsilier zur Front. „Des Großfürsten Lieblinge“ werden sie genannt, denn sie gehören zum Leibregiment des Oberbefehlshabers. Der Lärm des Geschützfeuers dringt in einzelnen krampfhaften Ausbrüchen zu uns. Feuerblitze zuden am Horizont auf. Der Schmutz geht den Rädern des Autos fast bis oben hin, und nur langsam prustet der Wagen, schwer gegen die undurchdringlichen Schlammmassen ankämpfend, vorwärts. Aber allmählich kommt man näher und näher der Feuerlinie. Nun sind sie nur noch 5 Kilometer von den feuernden Batterien entfernt.

„Wir wenden uns nach Westen, und da breitet sich vor unsern Augen ein großartiges Schlachtengemälde aus. Das Mondlicht gibt durch die Wolken gerade genug Helligkeit, um die Schatten auf dem Schnee erkennen zu lassen. Das flache weiße Feld ist von einem Saum schwarzer Bäume eingefaßt. Hinter diesen dünnen Gehölzen stehen die Kanonen. Sie dehnen sich aus in einer langen Linie, so weit das Auge reicht, und ihre unregelmäßigen Stellungen werden bezeichnet durch die roten Flammenzungen, die immer wieder empor schlagen. Der Geschützlärm, der uns dumpf umhüllt, ist nun zum brüllenden Kanonendonner geworden. In einiger Entfernung, da, wo der Himmel das Feld zu berühren scheint, zuden andere Blitze auf; es sind die der deutschen Kanonen. Manchmal brechen vier solcher Blitze zugleich durch die Dunkelheit durch und zerreißen das matte Dämmerlicht mit ihrer grellen Helle. Für einen Augenblick ist die ganze Umgebung mit ihren phantastischen Schatten und hinwuschenden Scheinen in einen blendenden Glanz getaucht; dann nimmt eine andere flimmernde Beleuchtung das Auge gefangen. Es ist das flimmernde Licht einer plätschernden Kaskade, die in tausend Sternchen zerfällt und das weiße Schneefeld überallhin erleuchtet, so daß es unter dem Feuerwerk schimmert. Aber schon erscheint ein anderes Licht an dem nebligen Himmel. Ein Spritzer Gold. Das ist ein explodierendes Schrapnell, und fast auf demselben Punkte bersten noch drei andere dieser Geschosse in ihrem goldroten Licht. Dann schiebt sich der Niesenarm eines Scheinwerfers mitten hinein in die neblig wogende Atmosphäre und legt Häuser, Bäume und Wege in eine schonungslose Klarheit. Unschlüssig wandert der ungeheure Lichtfinger weiter über die Ebene, wie wenn er etwas suchte und es nicht finden könnte. Zuletzt läßt er seinen fast glänzenden Strahl auf einen Hohlweg fallen und hält hier an. Nun fladern aus der Dunkelheit eine Unmenge kleiner Blitze hervor, die in der Entfernung aussehen, als würden plötzlich unzählige Streichhölzer angestrichen und gaben Funken. Die Funken rennen in einer geraden Linie hin, und diese springenden Lichtlein zeigen die Lage der Schützengräben an. Eine andere Funkenlinie tritt in die Erscheinung, wie uns dünkt, nur eine Spanne weit entfernt. Das sind die Bataillone des vordringenden, des angreifenden Feindes. Dann schneidet plötzlich ein Flammenband durch die Schatten, und der scharfe Widerhall von Maschinengewehren deißt sich in die Morgenluft. Dies Schlachtengemälde entfaltet sich in so ungeheurem Maße, daß das Auge nur kleine Ausschnitte auf einmal festhalten kann. Wenn die Schlacht ihren Höhepunkt erreicht, dann vermischen sich die verschiedenen Blitze miteinander, und ebenso die Geräusche. Nun sind die russischen Linien in einem einzigen Lichtschein lodender Funken. Das Klattern des Gewehrfeuers wird immer lauter, so daß es sogar das Brüllen der Kanonen über-

tönt. Dann, wie ausgelöscht durch einen plötzlichen Wind, bricht das Licht des Gewehrfeuers zusammen. Wie ich nachher hörte, hatten die Deutschen einen russischen Schützengraben genommen. Dann bricht die Hölle des Granatfeuers wieder lauter hervor, und so tobt es stundenlang.“

In dem Hauptverbandplatz strömen unterdessen gewaltige Scharen von Verwundeten zusammen; sie haben einen ungeheuren Appetit, und manche essen eine ganze Stunde lang, wenn sie verbunden sind, um dann zum Schlaf niederzusenken. Die Leute zeigen die größte Erschöpfung, denn das naßkalte Wetter, das einen zähen feuchten Nebel um alles legt, setzt ihnen furchtbar zu. Die ganze Nacht hindurch dauert dieser Zustrom der Verwundeten, und ohne Unterbrechung donnern die Kanonen, so daß die Fenster eintönig klappern, wie von einem unsichtbaren Sturm gerüttelt . . .



Aus der Kriegszeit.

Weihnachten auf dem Meeresgrunde. Dem Briefe eines Danzigers, welcher den heiligen Abend im Unterseeboot auf dem Meeresgrunde verlebte, entnehmen die „Danziger N. Nachr.“ folgende Schilderung: Weihnachten rief uns die Pflicht, hinauszufahren, da verlautete, daß sich feindliche Streitkräfte herübergewagt hätten, sicher in der Meinung, wir feierten Weihnachten. Doch hatte sich der Feind wohl nicht überlegt, daß wir Deutsche sind. Also am heiligen Abend früh gingen wir in See, um die Küste zu bewachen. Am Donnerstag war nichts zu sehen. Am heiligen Abend legten wir uns auf Grund, Tiefe . . . Meter. Nun begann unsere Weihnachtsfeier. Die richtige Weihnachtsfeier sollte erst im Hafen stattfinden. Unser Kommandant hielt eine Ansprache, und unsere Kapelle (zwei Geigen, eine Mandoline) stimmte hierauf das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ an und wir stimmten mit ein. Dann wurde gegessen und ein wenig gepunzt, aber nur ganz wenig, denn am anderen Morgen hieß es wieder auf dem Posten sein. Die Weihnachtsfeier auf dem Meeresboden werde ich nie vergessen. Einfach und herrlich, und doppelt freut's mich, daß gerade wir die Feiertage draußen waren. Am ersten Feiertag morgens wurde aufgetaucht, um nach dem Feinde auszuspähen. Doch was war das? Da lagen . . . feindliche Torpedobootszerstörer, die leider mit sehr hoher Fahrt fortbampften. Es gelang uns leider nicht, nachzukommen. Plötzlich tauchten am Horizont mehrere Rauchwolken auf. Als wir nun näher darauf zufuhren, unter Wasser natürlich, bloß das Schrohr raus, erblickten wir . . . englische Kreuzer, . . . Zerstörer und . . . U-Boote. Sofort ertönte das Kommando zum Angriff bei uns: „Sämtliche Torpedos klar!“ Die Spannung im Boot von der Besatzung ist nicht zu beschreiben. Zwei Angriffe waren mißlungen, da die Schiffe immer hin- und herfuhrten und uns so kein richtiges Ziel boten. Auf . . . Meter waren wir heran, das Kommando ertönt: „Klar zum Schuß!“ — doch was war das? — „Zeppelin ist da!“ Wuns! Die Schiffe machen plötzlich kehrt und mit rasender Fahrt verschwinden sie am Horizont, und wir kommen leider nicht so schnell nach unter Wasser. Aber Zeppelin werden sie hoffentlich nicht so schnell entweichen sein. — Einige Tage später war dann in . . . die richtige Weihnachtsfeier. Wir haben sehr viel Liebesgaben bekommen, außerdem jeder ein Bordgeschenk von 10 M. Es war wunderschön. S. H.

Aus einer Feldpostkarte aus Rußland vom 11. Dezember. Hurra! Waldfest im Dezember bei warmem Sonnenschein in Rußland! Zum erstenmal spielt die Regimentskapelle! Sei, welchen Ruck das durch die müden Knochen gibt! Ein großer Sieg ist erfochten. Die Russen sind auf der ganzen Linie geschlagen. In regelloser Flucht ziehen sie sich zurück. 140 000 Mann Verluste — so munkelt man — haben sie, ganz abgesehen von den zurückgeschleppten Verwundeten und den weggeworfenen Waffen, die überall umherliegen. Na, ich habe ja auch meinen Teil mitgewirkt — 130 Patronen haben sie heute von mir abgeknippt, und die werden kaum alle vorbeigegangen sein. Jetzt heißt es auch für uns, die wir beim Kampfe in vorderster Reihe standen: den Kerl nach! Da kommen auch schon Gefangene vorbei. Teilweise ganze Kompagnien. Leb! wohl! Fort! Sturmschritt!

Ein Wiesbadener Rotegamensmann und Unteroffizier,

Gartenbau * Blumenpflege.

* Monatskalender.

Nachsehen und Ergänzen des Winterschutzes der Pflanzen. — Nachsehen und Ausputzen der in den Überwinterungsräumen befindlichen Pflanzen und Küchengewächse. — Nachsehen und Reinigen der Sämereien, genaue Bezeichnung nach Jahrgängen. — Schutz gegen Mäuse. — Anfertigung eines Kulturplanes für das kommende Jahr und Anschaffung der dazu nötigen Sämereien, Geräte und sonstigen Materialien. — Fertigstellung des Umstürzens und Nigolens. — Fortsetzung des Beschneidens und Ausputzens der Obstbäume, Piersträucher und dergleichen. — Schneiden und Aufbewahren der Pfropfreiser. — Entfernungs- und Verbrennung der Maupennester an Bäumen, Hecken, Wänden, Mauern usw. H.

* Die Blumenrabatte.

Neben den ständigen kleinen Veränderungen und Ergänzungen erfordert die Blumenrabatte alle 2 bis 3 Jahre eine vollständige Umarbeitung. Die meisten Stauden müssen in diesem Zeitraum verjüngt werden, da sonst Blüthengröße und Blütenreichtum nachläßt. Die Verjüngung wird in den Staudengärtnereien bei den einzelnen Arten zu verschiedenen Jahreszeiten ausgeführt, je nach der Blüthezeit und Entwicklung.

Im Hausgarten läßt sich dies nicht gut durchführen. Man wird hier sämtliche Stauden auf einmal vornehmen. Als beste Zeit hierzu empfiehlt sich das zeitige Frühjahr, wenn eben der Frost aus der Erde gewichen ist. Die Teilung der Pflanzen muß sehr sorgfältig geschehen. Besonders bei schwachwachsenden Sorten muß darauf geachtet werden, daß man nicht zu viel wegschneidet. Eintriebige Pflanzen können überhaupt nicht durch Teilung vermehrt werden. Die Vermehrung dieser Arten muß aus Samen oder durch Stecklinge geschehen. Bei seltenen Pflanzen, bei welchen es uns darum zu tun ist, eine größere Anzahl heranzuzüchten, wird man die starken Knollen mehr verteilen und erst auf einem Kulturbeet sich entwickeln lassen, ehe man sie in die Rabatte zu den anderen Stauden pflanzt.

Bevor man zu pflanzen beginnt, ist der Boden sorgfältig zu bearbeiten. Hieron ist die spätere Entwicklung der Pflanzen abhängig. Der Boden ist tiefgründig umzugraben und reichlich mit kurzem, gutem Kuhmist zu düngen. Schwere, krustige und undurchlässige Erde verbessert man durch Beimischung von Rhein sand, feine Stotzschlakte und Torfmull. Beim Pflanzen erhält jede Wurzel oder Knolle eine Mischung von Mistbeeterde und Torfmull.

Ehe man mit der Pflanzung beginnt, muß eine Zusammenstellung der einzelnen Sorten ausgearbeitet sein, die in den vergangenen Jahren sich herausgestellten Fehler müssen ausgemergelt werden. Im allgemeinen empfiehlt es sich, nicht zu bunt und mehr in Massen zu pflanzen. Einzelne Pflanzen von einer Sorte kommen doch nur wenig zur Geltung und werden durch die Nachbarpflanzen im Wachstum gehindert. Sehr viel Fehler werden noch immer dadurch begangen, daß die Blüthezeit und die Höhe der nebeneinander stehenden Stauden verschieden sind. Wie sehr wird die Wirkung einer vollerbühten Staudengruppe gemindert, wenn dicht daneben abgeblühte Pflanzen stehen. Oder wie schlecht wirkt ein niedriger, kümmerlicher Busch, der von hohen üppigen Stauden erdrückt wird!

Wer es machen kann, ordne deshalb die einzelnen Rabatten nach Höhe und Blüthezeit. Hohe Stauden brauchen breite Rabatten, niedrige bis halbhöhe können auf schmalen Beeten oft auch als Einfassung Verwendung finden. Die Ordnung der Stauden nach der Blüthezeit wird in kleinen Gärten nur auf einzelnen Rabatten möglich sein, während bei großen Besitzungen in sich abgeschlossene Einzelgärtchen geschaffen werden. Zum Beispiel Frühlings-, Sommer- und Herbstgärtchen.

Die Frühlingsrabatte kann, da die Entwicklung sehr früh fällt, unter lichten Laubbäumen liegen. Bei großem Schatten müssen die Sorten besonders ausgewählt sein und vorwiegend Waldstauden Verwendung finden. Frühlingsblüher sind zum meist niedrig und können sich daher in bezug auf die Höhe der einzelnen Sorten kaum Schwierigkeiten ergeben.

Die Sommerrabatte ist dagegen durch die Unmenge von Sorten am schwersten zusammenzustellen. Bei ganz gemischter Pflanzung muß man durch die einjährigen Sommerblumen die bereits abgeblühten Stellen ergänzen. Schön sind solche Rabatten, die in ganzen Farben — und Artenspiel einer einzelnen Sorte bepflanzt sind; man denke hierbei z. B. an eine Rabatte von Phlox und Glodenblumen.

Die Herbstrabatte zeigt vorwiegend hohe, vielblumige Stauden, die in den Sommermonaten in der Entwicklung als große grüne Büsche dastehen. Ihre Blüten entfalten sich erst in den Monaten August bis Oktober, und ist bei dieser Rabatte besonders klar, daß sie nicht in das farbenfrohe Bild der Sommerrabatte hineinpassen.

Die Stauden sollten in viel größeren Mengen ausgepflanzt werden. Aus der jetzt noch kümmerlichen Blumenrabatte mögen sich Blumengärten im wahren Sinne des Wortes entwickeln. Ihnen wird es dann ein leichtes sein, die jetzt oft Charakter- und planlosen Gärten zu verdrängen. H.

* * *
Feinde der Zimmerpflanzen im Winter. So manche Hausfrau, die eine Blumenliebhaberin ist, kann sich nicht erklären, weshalb ihre Pfleglinge trotz sorgfamer Behandlung im Winter nicht gedeihen wollen. Sie hütet sie vor Frost und Zug, gießt sie sorgsam eigenhändig, gibt ihnen einen passenden Standort in der Nähe des Fensters, damit sie ihren Licht- und Wärmebedarf befriedigen können, und doch muß sie mit Bedauern feststellen, daß ihre Lieblinge, die ihre Wärme im Sommer durch prächtiges Gedeihen lobten, im Winter kränkeln oder gar eingehen. Und zwar deshalb, weil heimliche Feinde am Werke sind, das zu zerstören, was sie anstrebt, nämlich das fröhliche ungehinderte Gedeihen ihrer Pflanzen. Da ist zunächst das künstliche Licht als schlimmster Feind derselben zu nennen, der um so größere Verheerungen anrichtet, je länger sie seinem Einfluß ausgesetzt sind. Gerade jetzt während der längsten Brenndauer der Gas- oder Petroleumlampe im Wohnzimmer ist deshalb auch dieses wenig geeignet zur Aufstellung von Pflanzen. Der Ausströmung schädlicher Verbrennungsgase, die auf die Pflanzen wie Gift zerstörend einwirken, könnte sie ja freilich dadurch ihre Pflanzen entziehen, daß sie diese in einen Nebenraum von gleicher Temperatur trägt. Aber nur wenige derselben sind gegen den Wechsel ihres Standortes völlig unempfindlich. Die meisten werden dadurch ebenso wie durch die Gase selbst in ihrem Gedeihen beeinträchtigt. Der beste Ausweg wird also sein, zarte und empfindliche Pflanzen nur in Räumen aufzustellen, in denen nur wenig oder nur selten Gas- oder Petroleumlampen gebrannt werden. Auch ein anderer Feind der Zimmerpflanzen macht diesen viel zu schaffen und droht dadurch die Freude der Besitzerin an ihnen zu zerstören: es ist die trockene Zimmerluft, die namentlich dort großen Schaden anrichtet, wo sie durch Dampfheizung bedingt wird. Eine regelrechte Anlage derselben ist ja heute wohl überall mit Verdampfungsschalen versehen, wie auch Fülllösen und Dauerbrenner. Immerhin muß auch dafür Sorge getragen werden, daß diese Schalen ständig gefüllt und, was noch wichtiger ist, frei von Staub- und Wasserniederschlag gehalten werden, damit auch nur reines Wasser zur Verdampfung kommt. Selbstverständlich muß auch auf allen Öfen ständig Wasser zum Verdampfen bereit stehen, wenn nicht ebenso wie die Menschen auch die Pflanzen unter der trockenen Luft leiden sollen.

Die Vermehrung der Myrte, die man zu jeder Jahreszeit vermehren kann, ist leichter, als man gewöhnlich annimmt. Man steckt die jungen Epithentriebe in Töpfe mit guter, lockerer, fetter Erde, die man mäßig feucht hält und deckt sie mit einem Glas oder einer Glasglocke zu, bis die Stecklinge bewurzelt sind. Ein anderes Verfahren besteht darin, daß man die jungen Triebe in Flaschen mit Wasser steckt und diese an warmen Ort stellt, bis sich Wurzeln gebildet. Noch besser ist's, sie an einer um den Hals gebundenen Schnur aufzuhängen. In beiden Fällen pflanze man sie nach dem Bewurzeln in passende Töpfe.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.